

„Alles, was ich wollte, war eine gute Geschichte“

Stefan Klein, Chefkorrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ und zweimaliger Kisch-Preisträger, über seine Existenz als Zirkuspferd, die Lust und die Last mit der Präzision – und darüber, warum Reportagen heute besser als vor 30 Jahren sind

RF: Herr Klein, Sie haben 1979, lange bevor sich die Menschen so intensiv wie heute mit der Herkunft und Zubereitung ihrer Lebensmittel beschäftigten, eine Geschichte über einen Schlachthof geschrieben: „Blutsauger im Akkord“. Im gleichen Jahr gewannen Sie dafür den Kisch-Preis. Wie ist die Geschichte entstanden?

Klein: Das war ein Thema, das ich mir selbst ausgedacht habe. Ich habe diesen Einfall auch schnell bedauert habe. Ich erinnere mich noch, wie ich damals in Bochum am Hauptbahnhof ankam, sehr früh morgens. Da wäre ich am liebsten wieder zurück gefahren. Ich hatte plötzlich keine große Lust mehr auf diese Sache. Ein Schlachthof, und dann noch so früh am Morgen.

RF: Was hatte Sie daran gereizt, über einen Schlachthof zu schreiben?

Klein: Damals war ich Korrespondent in Düsseldorf. Ich interessierte mich aber viel mehr für den anderen Teil Nordrhein-Westfalens, nämlich das Ruhrgebiet. Häufiger als es meiner Chefredaktion lieb war, habe ich mich dort aufgehalten. Das Ruhrgebiet hat sehr viele verschiedene Aspekte und Facetten. Zum Beispiel die Arbeitersiedlungen, die damals abgerissen werden sollten. Das fand ich spannend. Also habe ich nach Geschichten gesucht, um auf die eine oder andere Weise das Ruhrgebiet zu beleuchten und das Revier aus unterschiedlichen Perspektiven zu zeigen. Der Bochumer Schlachthof war eine solche Möglichkeit.

RF: Wie haben Sie sich auf die Recherche vorbereitet?

Klein: Ehrlich gesagt, sehr wenig. Ich hatte einen Termin mit dem Direktor gemacht und das war's. Ich war noch nie in einem Schlachthof gewesen und hatte von daher weder eine konkrete Vorstellung, wie sich die Geschichte entwickeln könnte, noch eine Ahnung, was mich dort erwarten würde. Erst als ich durch den Schlachthof geführt wurde, kam mir die Idee, wie ich die Geschichte aufziehen würde, vorher nicht.

RF: Sie haben sich für eine sehr schonungslose Umsetzung entschieden. Der Leser erlebt das Sterben des Schlachtviehs in minutiös dargestellten Schilderungen...

Klein: Sie müssen bedenken, ich war damals noch relativ jung und vielleicht auch skrupelloser in der Art und Weise, Sachverhalte in meinen Reportagen darzustellen. Aber auch damals hatte ich bei meinen Geschichten den Ehrgeiz, Dinge, um die ich mich kümmere, so präzise und genau zu beschreiben und darzustellen, wie es geht. Präzision war immer wieder die Herausforderung, die mich bei meiner Arbeit begleitet hat. Egal, ob ich in ein Stahlwerk gegangen bin und beschrieben habe, wie Stahl entsteht. Oder ob ich eine Zeche besuchte und zuschaute, wie die Kohle gefördert wurde. In diesem Fall ging es um einen Schlachthof, in dem Tiere sterben. Also habe ich mich ganz und gar dem gewidmet, was in einer Rinderfalle oder beim Abstechen des Tieres passiert. Der Antrieb ist immer derselbe: Möglichst genau und präzise zu beschreiben, wie es geht.

RF: Der Text vermittelt eine bedrückende, fast schon beklemmende Stimmung. Wie haben Sie die aufgebaut?

Klein: Sie haben völlig Recht. Diese Reportage ist auf ihre Art recht strapaziös. Letztes Jahr hatten wir eine Lesung im Sommer, bei der SZ-Redakteure ihre Geschichten vorgelesen haben. Es war auf ungute Weise ein ziemlich heißer Tag. Ich hatte mir überlegt, diese Geschichte dort vorzulesen. Und dann kam es auch tatsächlich so, dass einer so schlecht wurde, dass man den Notarzt rufen mussten.

RF: Verwundert Sie diese Reaktion?

Klein: Sie zu erzeugen, war nicht meine Absicht, aber offensichtlich geht es den Leuten so. Mir war beim Schreiben aber nicht bewusst, welche Art von Stimmung das beim Leser auslösen könnte oder würde. Mich interessierte nur, wie ich so ein Geschehen wie im Bochumer Schlachthof möglichst genau darstellen kann. Allein darum ging es mir. Ich weiß ja, worauf Sie hinauswollen. Sie vermuten, dass dort mit Absicht gearbeitet worden ist. Gerade auch, um bestimmte Stimmungen zu erzeugen. Bei der Lesung hatte auch jemand diesen Verdacht. Es war eine Frau, und sie fragte: ‚Warum haben Sie ausgerechnet dieses Thema gewählt?‘ Da habe ich einen Moment nachgedacht und dann ein bisschen flapsig geantwortet: ‚Zum Lobe der Vegetarier.‘ Das war natürlich nicht so. Ich hatte weder die Absicht, den Leuten den Appetit zu verderben, noch den moralischen Zeigefinger zu erheben und zu sagen: ‚Schau, so kommt das Stück Fleisch zustande, das du mittags immer ahnungslos verzehrst.‘ Auch wenn es minimalistisch vorkommen mag. Ich hatte eigentlich nur das Ziel, diesen Vorgang möglichst präzise zu beschreiben. Es war nichts Belehrendes drin, gar nichts.

RF: Wie haben Sie im Schlachthof recherchiert

Klein: Ein Schlachthof ist ein großer und komplexer Apparat, in dem 1000 verschiedene Dinge gleichzeitig passieren. Dem kann man, so gesehen, gar nicht gerecht werden. Es kann nur dann funktionieren, wenn Sie sich einen Aspekt raussuchen. Und das war während meines Aufenthalts dort das Wichtigste für mich. Dass ich relativ schnell herausfinde, was ich dort eigentlich will. Wo

ist der Fokus? An welchem Beispiel kann ich diesen Schlachthof erklären? Schließlich habe ich mir die Tötefalle ausgesucht, in der die Tiere zunächst mit einem Bolzenschussgerät betäubt werden. Sie sollte der Rahmen für diese Geschichte sein. Als ich diese Tötefalle sah und gesehen habe, was da vor sich ging, war mir klar, dass es das sein wird.

Das ist bei meiner Recherche generell so. Ich nenne Ihnen ein ganz anderes Beispiel: der Tsunami im Dezember 2004. Da fahren Sie plötzlich hin und kommen mitten ins Chaos. Alles ist wie wegrasiert, die Häuser stehen auf dem Kopf, ein Schiff ragt mitten im Ort zwischen den Ruinen empor, weil es von der Welle dorthin gespült wurde. Da geht es auch um die Frage, woran ich das jetzt aufhänge, damit ich mich als Journalist nicht selbst in dieser Katastrophe verliere. Sie müssen den entscheidenden Punkt finden, an dem Sie ansetzen können, um dieses Chaos zu beschreiben. Erst werfen Sie den Anker, dann können sie die Dinge erzählen, die Sie beobachtet haben. Das war in dem Schlachthof ganz genauso.

RF: Wie haben Sie seinerzeit den Fokus für die Tsunami-Reportage gefunden?

Klein: Durch Zufall. Es war bei meinem ersten Termin, und es war, wenn ich mich recht erinnere, der Mitarbeiter einer Hilfsorganisation. Das Gespräch war Ok, aber sehr viel weiter brachte es mich nicht. Erst beim Verabschieden sagte der Mann, da gebe es einen Australier, einen verrückten Surfer, der habe sich und seine Familie in letzter Sekunde in Sicherheit gebracht und auch noch andere Menschen gerettet. Ob er wüsste, wo ich den finden könnte, fragte ich. Nein, das wisse er nicht, es sei ja alles im Chaos, Menschen seien schwer zu finden. Ich habe dann fast eine Nacht lang gesucht, am Ende hatte ich ihn – und meine Geschichte.

RF: Woran erkennt man, dass eine bestimmte Situation für einen Aufhänger taugt?

Klein: Ein Reporter hat so etwas im Urin. Ich hatte die Notunterkunft des Australiers und seiner indonesischen Familie gerade betreten, wir hatten kaum die ersten Worte gewechselt, da wusste ich: Das ist es. In Bochum war es so, dass ich an dieser Tötefalle eine lange Zeit verbracht und diesen einen Vorgang des Betäubens mit dem Bolzenschussgerät bestimmt 20 bis 30 Mal gesehen habe. Dabei habe ich immer wieder neue Facetten entdeckt. Wie in einem Film, den Sie immer wieder zurückspulen, weil dieser Abschnitt etwas Besonderes bietet. Ein Mal gucken Sie auf das Tier. Ein anderes Mal gucken Sie auf den Mann. Ein drittes Mal gucken Sie auf dieses Bolzenschussgerät. Ein viertes Mal gucken Sie auf die Kartuschen, die er in das Gewehr tut. Die rote, die grüne oder welche Farbe auch immer die hatten. Und dann blättern Sie noch einmal zurück in Ihrem Block und gucken noch einmal auf das Tier. War das wirklich so? Das ist eine pedantische Art und Weise, diesen Vorgang nicht nur zu begreifen, sondern so zu begreifen, dass er auch als wirklich vermittelt werden kann. Das ist fast schon ein bisschen manisch, ehrlich gesagt, aber das ist um der Präzision Willen.

RF: Haben Sie die Geschichte an einem Tag recherchiert?

Klein: Heute würde ich den Schlachthof in der Tat ein zweites Mal besuchen. Damals, wie gesagt, war ich noch jünger und dachte am Nachmittag: ‚Jetzt hast du es.‘

RF: Einmal ganz grundsätzlich: Wenn Sie zurückkommen von einer Recherche, wie verwandeln Sie dann in Ihre Notizen in einen möglichst lesbaren Text?

Klein: Das ist der mühevollste Teil der ganzen Arbeit, und es ist der, vor dem mir am meisten graust. Bis heute. Ich nehme also stöhnend und mich innerlich verfluchend, dass ich nicht einen anständigen Beruf gelernt habe, meine Blöcke mit den Notizen und lese sie durch. Ich gehöre zu den Rechercheuren, die alles, aber auch wirklich alles aufschreiben, weil ich meinem Gedächtnis nicht traue. Ich lese also, und dann kommt schon die erste Qual, wenn ich nämlich feststelle, was ich alles nicht gefragt und nicht beobachtet, wo ich nicht nachgehakt habe. Aber ich lese weiter, und wenn ich fertig bin, lese ich alles sofort noch einmal, diesmal mit verschiedenfarbigen Markerstiften. Ich streiche Wichtiges an, und das ganz Wichtige, das ich unbedingt in der Geschichte unterbringen will. Fakten, Zitate, hübsche Details, schreibe ich heraus. Man muss sich das vorstellen wie das Sieben von Flusssand: Die Sandkörnchen sollen durchrauschen, und nur die kleinen, gold glänzenden Fundstückchen sollen übrig bleiben. Es ist eine quälende Arbeit, aber sie lohnt sich, denn sie erleichtert das Schreiben ungemein. Wenn ich dann mit dem Schreiben beginne, ist es fast eine Erleichterung, weil es mir leichter von der Hand geht als die Vorsortiererei.

RF: Je weiter man Ihre Schlachthof-Reportage liest, desto mehr nehmen Sie die Menschen ins Visier und deren gefühllosen Umgang mit den Tieren. Bizarr: Am Ende wird Ihnen angeboten wird, auch mal ein Tier mit dem Bolzenschussgerät in den Tod zu schicken. Ist das nicht zu viel der Präzision?

Klein: Es liegt ja quasi auf der Hand, dass man die Person, die das macht, auch näher vorstellt. Dass man einen Gegensatz herstellt zwischen dem Töten einerseits und dem Menschen als Persönlichkeit andererseits. Die Figuren in meiner Geschichte existieren eben nicht nur durch das Töten. Sie haben einen Charakter, sie haben persönliche Vorlieben wie zum Beispiel das Hundezüchten beim Benno Kroll. Diesen Kontrast zu bilden, lag einfach nahe. Außerdem habe ich es ganz gern, dass eine Geschichte eingerahmt wird, indem man am Anfang und am Ende auf dieselbe Person zu sprechen kommt. Das mache ich heute auch noch. Ich finde es gut, wenn es die berühmte Klammer um die Geschichte gibt. Das ist zwar nichts Originelles, aber es rundet die Sache ab.

RF: Sind Reportagen mit nur einer Hauptperson in der Regel die besseren Reportagen?

Klein: Nicht unbedingt. Aber es stimmt schon, es ist leichter, eine Geschichte um eine Person herum zu stricken als um mehrere. Vermutlich ist es auch für den Leser einfacher, sich in die Situation einer Person hineinversetzen zu lassen, als

wenn er sich unterwegs womöglich fragen muss: Wer ist hier eigentlich wer? Ich selber schreibe lieber über eine Person, aber das hängt vom Thema ab.

RF: Was finden Sie heute noch gelungen und beispielhaft an Ihrer Schlachthof-Reportage?

Klein: Bei meinen Geschichten soll der Leser das Szenario vor sich sehen und sich diese Tötefalle auch wirklich vorstellen können. Wenn ich noch einmal an diese Lesung zurückdenke, als der Notarzt kommen musste, dann glaube ich, ist mir das gelungen. Ich bin mir aber heute, rückblickend, nicht sicher, ob ich den dargestellten Personen gerecht geworden bin. Ich würde mir wünschen, dass sie sich gut wiedergegeben fühlen, bin mir aber nicht sicher, dass es so ist. Nun kann es ja nicht das Ziel von Journalisten und Reportagen sein, es Leuten Recht zu machen. Aber je älter ich werde, umso häufiger beobachte ich, dass ich mich in die beschriebene Person hineinversetze und mich frage: Wie würde es dir damit gehen, wenn das über dich in der Zeitung stünde? Das rührt an Fragen von Stolz, Würde, Ethik und Wahrhaftigkeit. Heute beschäftigt mich das, und ich glaube und hoffe, dass ich mit so genannten kleinen Leuten heute rücksichtsvoller umgehe in der Beschreibung und auch bei der Verwendung von Zitaten. Damals im Schlachthof war ich 29, und alles, was ich wollte, war eine gute Geschichte.

RF: Wie würden Sie heute über einen Schlachthof berichten?

Klein: Nicht viel anders. Ich würde von der Recherche her noch ein bisschen mehr Aufwand treiben. Wahrscheinlich würde ich – aber das wäre auch schon das Verhängnis – versuchen, dem Leser mitzuteilen, warum ich das mache. Also so in dem Sinne, wie Sie das am Anfang vermutet haben: ‚Du, Leser, hast jetzt dein schönes Stück Rindfleisch auf dem Teller. Jetzt sage ich dir mal, wo das herkommt.‘ Das war damals der Vorteil. Sie brauchten sich weder vor dem Chefredakteur, noch in der Geschichte zu rechtfertigen. Heute ist ja meistens ein kleines, belehrendes Element mit dabei, indem ich erkläre, warum ich das jetzt mache. Warum schreibe ich jetzt etwas über den Bochumer Schlachthof? Das würde man heute wahrscheinlich wollen und gleich eine Erklärung mitliefern. So nach dem Motto: ‚Die Vegetarier nehmen zu, weil das Töten der Tiere so grausam ist. Aha! Gehen wir also in den Schlachthof und schildern das.‘ Das war damals das Schöne, dass es so etwas gar nicht brauchte. Sie mussten nicht sagen ‚Ich gehe in den Schlachthof, weil...‘ Sondern: ‚Ich gehe in den Schlachthof. Fertig.‘ Das war vielleicht auch der Grund, warum viele diese Schlachthof-Reportage so gut fanden. Weil sie sich nur auf die Sache konzentrierte. Die Geschichte hat keinerlei Beiwerk. Sie belehrt nicht und sie gibt keine Hintergründe. Sie rechtfertigt sich an keinem einzigen Punkt. Das würde heute anders sein. So eine Geschichte wäre heute sehr viel schwerer unterzubringen. Auf unserer Seite Drei? Da müsste ich schon sehr insistieren. Die Zeiten damals waren anders - unschuldiger.

RF: Wie hat sich die Reportage in den vergangenen Jahren verändert?

Klein: Das ist eine Frage für Seminararbeiten. Generell ist zu sagen, dass die Reportage heute viel verbreiteter ist als früher. Als ich im Bochumer Schlachthof

war, hatte die Seite Drei der SZ quasi ein Monopol auf die große Reportage. Keine andere Zeitung hatte so eine Seite, und auch im SPIEGEL war die Reportage noch eine unterbeleuchtete Spezies. Deswegen war es ja auch vergleichsweise einfach für uns SZ-Reporter, Kisch-Preise zu gewinnen. Heute ist es schwer, weil die Konkurrenz sehr groß geworden ist. Wir in der SZ sind manchmal ein bisschen von Kleinmut befallen: ‚Warum bekommen wir keine Preise mehr? Sind wir schlechter geworden?‘ Ich glaube nicht, dass wir schlechter geworden sind, aber sicher ist, dass die anderen besser geworden sind. Das ist eine erfreuliche Entwicklung. Ich denke allerdings auch, dass die anderen mehr Möglichkeiten, weil mehr Platz haben. In ein ZEIT-Dossier oder in eine zehnsseitige SPIEGEL-Reportage bekommen Sie, wenn der Autor was taugt, mehr Tiefenschärfe hinein als in eine Seite-Drei-Reportage. Da werden bei den Preisverleihungen oft Äpfel mit Birnen verglichen. Ein weiterer Nachteil besteht darin, dass wir Südlichter uns gegen die gut funktionierenden Preisverteilungsseilschaften von ZEIT und SPIEGEL oft ein bisschen schwer tun. Ich will aber nicht larmoyant klingen: Die Reportage lebt, sie ist auf wunderbare Weise aufgeblüht, und das ist gut so.

RF: Sie sind seit über 30 Jahren Reporter. Das ist nicht selbstverständlich: Viele Reporter sind irgendwann des Schreibens müde und widmen sich anderen Dingen. Woher rührt Ihr langer Atem?

Klein: Das frage ich mich auch manchmal. Ich habe gerade einen alten Kollegen aus afrikanischen Zeiten besucht, der inzwischen im Ruhestand ist und sich von seinem Bauernhof kaum noch wegbewegt. ‚Na, immer noch Lust auf Reisen?‘ fragte er mich und sah mich an wie einen merkwürdigen, irgendwie aus der Art geschlagenen Vogel. Die ehrliche Antwort lautet: Ja. Es ist vermutlich das Syndrom des alten Zirkuspferdes. Ich bin am glücklichsten, wenn es irgendwohin losgeht, wenn ich meine Schreibblöcke einpacke und wenn ich eine neue Geschichte vor mir habe. Ich bin am unglücklichsten, wenn die Geschichte geschrieben ist und ich noch nicht das Thema für die nächste kenne. Dann hocke ich unnütz und rastlos herum und bin für meine Umwelt oft nur schwer zu ertragen. Ich glaube, manche Menschen werden einfach als Nomaden geboren – oder manchmal auch als Zirkuspferde.

RF: Über was möchten Sie unbedingt demnächst berichten?

Klein: Ich nehme es, wie es kommt, und es kommt sowieso anders als man denkt. Aber eines möchte ich wirklich noch erleben: Dass ich beim Lesen einer Seite-Drei-Reportage von mir keinen Fehler entdecke, keine Schusseligkeit. Dass ich nicht in zwei aufeinander folgenden Absätzen die gleiche Redewendung entdecke. Alles nur Kleinigkeiten, die keinem Leser je auffallen. Die mich, den Pedantenreporter, aber mordsmäßig ärgern.

Interview: Silvia Müller